

Wolf Krötke

Der unbehauste Gott und der Gott seines Hauses

Zu einem Wesenszug des christlichen Glaubens und der christlichen Gemeinde¹

Das Thema „Der unbehauste Gott“, das ich mir habe vorgeben lassen, wirkt auf einem *Kirchenbautag* sicherlich wie ein Kontrapunkt, wenn nicht wie eine kleine Provokation. Denn es scheint sagen zu wollen, dass Gott und Häuser, ja auch der Glaube an ihn und Häuser nicht zusammen passen. Die Errichtung und heutzutage vor allem die Erhaltung von Kirchengebäuden aber setzt voraus, dass das sehr wohl der Fall ist – auch wenn die Begründungen dafür in der Vergangenheit und in der Gegenwart sehr unterschiedlich ausgesehen haben und aussehen. Dennoch lässt so ein Schlagwort bei allen, die es heutzutage mit dem Kirchenbau zu tun haben, etwas anklingen wie ein Geschick von Kirchengebäuden, das auch das Verständnis Gottes und des Glaubens an ihn betrifft.

Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass überall dort, wo Kirchen stehen, auch der Glaube an Gott zu Hause ist. Ja, wir können in weitem Sinn sogar sagen: Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass das Haus überhaupt noch das Stabilitätszentrum der menschlichen Existenz ist. Im Sommer dieses Jahres fand in Berlin eine Ausstellung statt, die mit dem (wie es hieß) „Schlüssel-Bild“ „behaust – unbehaust“ versuchte, ein Charakteristikum der globalisierten Welt ästhetisch darzustellen. Das „Heer der Mittellosen“, der Menschen „in Zwischenräumen“ und Provisorien wächst in einer Zeit, die Menschen nötigt, dorthin zu ziehen, wo es Arbeit gibt, wo es – im weltweiten Maßstab – Wasser und Frieden gibt. Die Orte und damit die Häuser werden zu „Durchgangsstationen“ (Peter Sloterdijk) und es ist die Frage, ob Menschen ihre Identität überhaupt noch mit dem stabilem Wohnen verbinden und mit Gebäuden, in denen sie sie suchen.

Wenigstens zu einem Teil nehmen die Kirchen auch in unserem Lande an diesem Geschick des Hauses in einer Welt, deren Kennzeichen „Unbehaustsein“ zu werden droht, teil. Nicht zufällig versuchen fast alle Bemühungen um den Sinn und die Funktion des Kirchengebäudes und des Kirchenraumes diesem Trend entgegen zu steuern. Die Kirchen sollen die besonderen Gebäude sein, die den migrierenden Menschen Ruhe, Konzentration, Vergewisserung in einem Zusammenhang (= Sinn) anbieten. Aber es ist nicht zu übersehen, dass sie es an vielen Orten in unserem Lande faktisch nicht mehr sind. Sie sind es einfach darum nicht, weil

¹ Vortrag auf dem 25. evangelischen Kirchenbautag vom 29.09 bis 02.10. 2005 in Stuttgart; veröffentlicht in dem Band: Glauben sichtbar machen. Herausforderungen an Kirche, Kunst und Kirchenbau, Hamburg 2006, 63-78

sie nicht als solche genutzt werden. Ist Gott in solchen Kirchen „behaust“, nämlich in dem Sinne behaust, dass sie Raum seiner Vergegenwärtigung sind?

Die erste Assoziation, die mir kam, als ich dem Wort vom „unbehausten Gott“ nachsann, hat es mit Gefühlen zu tun, die mich in heruntergekommenen, verdreckten, baufälligen, nur ab und an oder gar nicht mehr genutzten Kirchen in den neuen Bundesländern ergreifen. Dass es zu diesen Zuständen kam, hat in dieser Gegend auch mit dem oben angesprochenen Prozess zu tun. Die Menschen ziehen der Arbeit hinterher und die Städte und Dörfer entvölkern sich. Nicht nur die Kirchen bleiben öde zurück. Noch gravierender aber dürfte das im Ganzen ungebrochene Grassieren der sogenannten „Konfessionslosigkeit“ im Osten Deutschlands sein. Die Gemeinden sind auf eine Größe geschrumpft, denen der Mantel dieser Kirchen zu groß ist und die sich nicht mehr in der Lage sehen, für eine Kirche gelebten Glaubens zu sorgen. Was bleibt, ist eine steinerne Antipredigt gegen Gott – „Grabmäler Gottes“ hat ein Anderer schon vor mehr als 100 Jahren gesagt. Das freie Aufblicken zu Gott stellt sich jedenfalls erst wieder ein, wenn man aus einem solchen Trauer auslösenden, beklemmenden Ort heraustritt. Wie es da erst denen ergeht, die an einem solchen Ort sehen möchten, was es mit dem Glauben an Gott auf sich hat, brauche ich nicht lange auszumalen.

Der „unbehauste Gott“ – auf solch ein dunkles Wort mag man also wohl kommen, wenn man auf die unbehausten Menschen sieht, für die er ja Gott bleibt, und auf die Gebäude, aus denen er mit dem Auszug der Menschen auch ausgezogen zu sein scheint. Selbst wenn dieser Eindruck bei weitem nicht überall in unserem Lande herrscht, ist er doch verbreitet genug, um ein Unbehagen, das mit Resignation durchsetzt ist, an dieser Situation in unseren Kirchen wachsen zu lassen. Patentlösungen hat hier keiner zu bieten. Aber gegen die Resignation können wir doch etwas tun, indem wir uns daran erinnern, dass Gottes Unbehaustheit keineswegs nur ein Geschick ist, welches das Erlöschen des Glaubens an ihn bereitet. Sie – diese Unbehaustheit Gottes – bringt, wenn wir uns an das Ursprungsgeschehen des christlichen Glaubens erinnern, sogar den christlichen Glauben in sein Wesen. Im Untertitel dieses Vortrags ist das angedeutet und ich will zeigen, warum das so ist.

Ich kann es von den biblischen Texten her, auf die wir uns beziehen, aber nicht zeigen, ohne noch einen anderen Wesenszug des christlichen Glaubens ins Spiel zu bringen. Er kann die Rede vom Unbehaustsein Gottes in der Welt nicht einfach so stehen lassen. Ich habe darum die Überschrift dieses Vortrages erweitert. Sie heißt jetzt: „Der unbehauste Gott und der Gott seines Hauses. Zu einem Wesenszug des christlichen Glaubens und der christlichen Gemeinde“. Die Stichworte, die uns dieses Thema strukturieren, lauten:

I. Gott und Haus

II. Gott und Raum

III. Gott und Gemeinde

IV. Wegbereitung

I. Gott und Haus

„Der Allerhöchste wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind, wie der Prophet spricht: ‚Der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße‘; was wollt ihr mir denn für ein Haus bauen‘, spricht der Herr, „oder was ist die Stätte meiner Ruhe“? So hat die erste Christenheit zweifellos gesprochen, als sie – hier in der Gestalt des Stephanus (Acta 7, 48f.) – das Evangelium von Jesus Christus in Israel auszubreiten begann. So hat auch der Apostel Paulus nach Acta 17, 24 die sogenannte Heidenwelt in Athen mit dem Gott Jesu Christi bekannt gemacht. In Tempeln, die mit Händen gemacht sind, wohnt der Gott nicht, den er verkündigt.

Interessant ist, das beide Male eine ähnliche Begründung für die Hauslosigkeit Gottes auf der Erde gegeben wird. Es ist eine Begründung, die auf den ersten Blick eigentlich wenig mit der Zuspitzung des Glaubens an Gott, wie er im Namen Jesu Christi konzentriert ist, zu tun hat. *Seine* „Hand“ – und also nicht das, was Menschenhände machen – habe ja Himmel und Erde geschaffen; will heißen: Gott wohnt nur in dem von ihm selbst erbauten Hause. Das aber ist die Erde und die Menschen, die darauf wohnen, und der Himmel, den man sich ja seinerzeit als eine Art oberes Stockwerk der Erde vorstellte. Was Menschen dagegen in diesem seinem großartigen Bauwerk der Schöpfung an Häuschen für ihn errichten, kann seine Wohnung nicht sein. Tun sie das für ihn, dann ist das so, als wollten sie ihm ein Gefängnis anbieten.

Der Grund für dieses Einschärfen der Hauslosigkeit Gottes durch die junge Christenheit bei ihrer Mission ist zunächst einmal *schöpfungstheologischer* Art. Die Berufung auf die tempelkritische alttestamentliche Prophetie spielt zudem eine Rolle. Beides aber hat etwas mit der Götterkritik in Israel zu tun. Eine solche Kritik ging mit dem Glauben Israels an den einen, welttranszendenten Schöpfergott eng verbunden einher. Die Welt wurde durch diesen Glauben entgöttert oder entmythisiert, pflegt man heute zu sagen. Sie durfte nichts als Welt sein. Damit fiel auch die Vorstellung dahin, es gäbe von Menschen errichtete Orte und Bauten, die in besonderer Weise Wohnstätten der bunten Götterwelt oder von magischen Kräften seien. Der Glaube an Gott, wie er durch den Namen Jesus Christus präzisiert wurde, hat sich dieses gotteshäuserkritische Wesen des Glaubens Israels zu eigen gemacht.

Nicht alle – auch in der Christenheit – finden das heutzutage gut. Sie meinen, dass damit so etwas wie ein religiöser Hochmut gegenüber Menschen, die sich des Göttlichen an besonders hergerichteten Orten zu vergewissern versuchen, in den christlichen Glaubens eingewandert sei. Sie vermuten eine religiöse Dürre und Abstraktheit des Glaubens selbst, wenn der sich nicht an heilig präparierten Stätten auf Gott konzentrieren kann. Und sie können nicht zu Unrecht auf den Tempel in Jerusalem verweisen, in dem nach Hes 9, 3 die Herrlichkeit Gottes auf den Cheruben thront, und den Jesus nach Mk 2, 26 „Haus Gottes“ und nach Lk 2, 49 (vgl. Joh 2, 16) „meines Vaters Haus“ genannt hat. Aber das alles kommt dennoch nicht um die nüchterne Bestandsaufnahme herum, dass das Selbstverständnis des christlichen Glaubens im Neuen Testament, aus dem sich doch auch unser christliche Selbstverständnis speist (!), jedenfalls nicht mit einem Bauprogramm verbunden war, welches etwa dem Tempel in Jerusalem Konkurrenz machen wollte. Hauslos kam Gott in die Welt, wie er durch das Leben, Sterben und Auferstehen *Jesu Christi* Glauben weckte.

Damit berühren wir gleich einige Dimensionen dieses Glaubens in seinem Zentrum, die ihn noch mehr von der Vorstellung entfernen, zu Gott gehörten gemauerte Stätten seiner Anwesenheit. Es ist an erster Stelle *der Mensch*, mit dem Gott sich verbunden hat, an den wir hier zu denken haben. Dieser Mensch – obwohl er eines Zimmermanns und als eines Bau-fachmannes Sohns war – fällt nach der Schilderung der Evangelien durch eine gar nicht zu übersehende Unbehauetheit auf. „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege“ (Mt 8, 20). Dieses Logion bringt sicherlich ziemlich präzise zum Ausdruck, wie der irdische Jesus unter den Menschen, denen er sich in der Zeit seines Auftretens zuwandte, existiert hat. Er ist in dieser Welt eigentlich gar nicht richtig zu Hause und ruft seine Jünger aus ihren Häusern in die Nachfolge eines unruhigen Wanderlebens. Seine eigenartige Fremdheit in einer eingerichteten, gesetzlich geordneten Welt ist schon immer aufgefallen. Die *Freiheit*, in welcher er mit den religiösen, ethischen, politischen und ökonomischen Regeln umgegangen ist, die einer Gesellschaft Konstanz geben, ist gar nicht zu übersehen. Seine Affinität zu denen, die ohnehin schon aus diesen Regeln heraus gefallen sind, zu den Armen und outcasts, prägt seinen Namen. Als er am Ende als ein von Menschen verurteilter Verbrecher zusammen mit zwei anderen Verbrechern am Kreuze stirbt, wirkt das wie der Schlusspunkt hinter das Leben eines Menschen, der auf Erden kein Haus gefunden hat.

Ich kenne Menschen aus der großen Schar der sogenannten „Konfessionslosen“ im Osten Deutschlands, die das erste Mal den Berichten der Evangelien von Jesus begegnen. Sie wundern sich nicht wenig darüber, wie dieser auf der Erde und unter den Menschen gleichsam

entwurzelte Mensch in der Christenheit zu einem religiösen, politischen und sogar ästhetischen Ordnungsfaktor erster Güte werden konnte. Die Diskrepanz zwischen seinem unbehausten Leben und seiner Verhäuslichung in der christlichen Religion ist ja für jeden Nachdenklichen offenbar. Sie erklärt sich auch nicht ohne Weiteres dadurch, dass sein Leben durch die Erfahrung seiner *Auferstehung* in ein neues Licht gesetzt wurde. Denn das Bekenntnis zu Jesus als Gottes Sohn, das diese Erfahrung initiierte, bedeutete ja nicht, dass seine Vergangenheit durchgestrichen wurde. Im Gegenteil: Sie wurde nun erst richtig wichtig, wie die Entstehung der Evangelien zeigt. Mehr noch: Sie wurde nun erst richtig brisant, weil dieser Mensch jetzt mit seinem Leben und seiner Unbehaustheit darstellte, *wer Gott für uns Menschen* ist. Orientiert an ihm ist Gott *unterwegs* in der Welt und im Lebensweg seiner Menschen und ruht oder rastet nicht in Gebäuden. „Gott übernachtet an der Spree, im Dom da speist die hautevolee“ hat ein Berliner von heute in diesem Geiste bissig gedichtet.

Wenn wir daran erinnern, müssen wir allerdings gleich hinzufügen, dass die Unbehaustheit des Sohnes Gottes, von der wir hier reden, kein Wert an sich ist. Das deutsche Wort „unbehaust“ klingt in seinem neueren Gebrauch ohnehin ein wenig zu ruppig und struppig, um als solches genau zu treffen, was die hauslose Existenz Jesu für unser Verständnis Gottes bedeutet. Wir werden es nicht im Sinne von Goethes „Faust“ fassen dürfen, der fragt: „Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste/ Der Unmensch ohne Zweck und Ruh/ der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste/ begierig wütend nach dem Abgrund zu“? Würde das menschliche Leben Jesu so auf Gott gespiegelt, dann wäre letztlich das Geschick des Sünders die Grundierung von Gottes Wirklichkeit. „Unstet und flüchtig“ muss der Brudermörder Kain nach Gen. 4, 12 sein. Das aber war Jesus in seinem Leben ohne Haus sicherlich nicht.

Denn sein Auftreten, sein Verkündigen und Verhalten hatte ein *Ziel*: Die Ansage des Reiches Gottes bzw. (wie wir besser sagen) der Gottesherrschaft, die Proklamation einer neuen Welt Gottes. In der Orientierung daran wurde unwichtig, was einer in seinem Hause noch zu bestellen hatte. Das war bloß Rückblick zu den Toten (vgl. Lk 9, 62). Worauf es jetzt ankam, war die Konzentration auf Gottes *Zukunft*, die nach dem Anspruch Jesu in seinem Reden und Verhalten jetzt schon gegenwärtig andrang. Sie hat seiner Existenz ihre eigentümlich Dynamik gegeben, die keine Häuslichkeit vertrug.

Diese Dynamik war zweifellos auch für die christliche Gemeinde charakteristisch, die sich aufgrund der Erfahrung der *Auferstehung* Jesu Christi von den Toten konstituierte. Er – Jesus Christus selber – war für sie nun die verwirklichte Gottesherrschaft in endzeitlicher Qualität. Er schickte sie in neuer Intensität auf die Zukunft Gottes zu, die er allen eröffnete. Die christliche Gemeinde des Anfangs war darum selbstverständlich und ohne Zögern *hoffen-*

de Gemeinde. Sie war auf die Wiederkunft Christi hoffende Gemeinde und zwar auf seine *baldige* Wiederkunft. Wie bei Jesus selbst ist ihre Hoffnung geprägt durch die Erwartung des *nahe* bevorstehenden Anbruchs der Gottesherrschaft. Das erklärt, warum sie über all die gottesbaukritischen Impulse hinaus, die ihr vom Schöpfungsglauben und von Jesus selbst mit auf den Weg gegeben waren, gewissermaßen *keine Zeit* hatte, der Frage des Bauens für Gott oder für ihren Glauben oder für ihre Versammlung Aufmerksamkeit zu schenken. Sie hatte im Glauben an den unbehausten Gott und in der Hoffnung auf ihn hier ja selbst keine „bleibende Stadt“ zum religiösen Wurzelschlagen in der Welt (vgl. Hebr. 13, 14). Sie war so wenig eingerichtet in der Welt wie ihr Gott. Ihre Aufgabe war es nicht, den unbehausten Gott, der in Jesus Christus *im Kommen bleibt*, erdhafte zu verankern.

Wir halten nach diesem ersten Hinblicken auf das biblische Thema „Gott und Haus“ kurz inne. Wenn wir mit dem Gesagten den Geist der Christenheit des Ursprungs, der ja unser Ursprung bleibt (!), einigermaßen getroffen haben, dann ist klar, inwiefern er das (wie immer begründete) Bestreben der Christenheit, Kirchen zu bauen, nicht gerade befördert. Der Grund dafür ist nicht die allgemeine religiöse Gesetzmäßigkeit, dass ein sog. „junger Glaube“ immer eine Tendenz zum Stürmen von Einrichtungen, Institutionen und Bildern hat (vgl. F. Steffensky, *Der heilige Raum, der die Sehnsucht birgt*, in: *Sehnsucht nach heiligen Räumen – eine Messe in der Messe*, Darmstadt 2003, 84). Er liegt vielmehr im Wesen dieses Glaubens selbst, d.h. in dem, was ihn *als* Glaube, den der spezifisch hauslose, unbehauste Gott selbst *geweckt* hat, ausmacht. Die Frage an uns, die wir Kirchen erhalten und bauen wollen, ist darum, ob wir vom Wesen dieses Glaubens nicht etwas Wesentliches abgemarktet haben, wenn wir das tun.

Sie stellt sich ja nicht nur an uns. Wir stehen hier in einer langen, langen Tradition mit vielen, vielen Gründen. Ich kann und will sie hier nicht rekapitulieren. Aber eins ist klar: Die Christenheit begann, Kirchen zu bauen, als sie sich im Sinne einer politisch und öffentlich sanktionierten Religion in der Welt einzurichten begann. Jetzt, da Christus nicht gekommen war, stand dafür Zeit zur Verfügung. Die Missionszeit im römischen Reiche, das Unterwegssein der Missionare, ging außerdem dem Ende zu. Nicht nur die Basilika profanen Ursprungs, sondern auch die religiös angeeigneten Tempel der Griechen und Römer wurden zu Orten der Verehrung des in Jesus Christus eigentlich bauwiderständigen Gottes. Was ist da mit unserem biblischen Glauben passiert, fragt man sich z.B. einigermaßen beklommen, wenn man in Maria de la Collonne in Syrakus in einem Athenetempel steht, der mit einer Kirche ummauert wurde oder gar in Aphrodisias, wo dem Aphroditeheiligtum Vergleichbares widerfuhr? In welchen Himmel weisen die Säulen dieser verkirchlichten Heiligtümer die Menschen?

Wir sind sicherlich fähig und in der Lage, solche Fragen zurecht zu rücken und sie unter Berücksichtigung des hauskritischen Wesenszuges des christlichen Glaubens auf die neue Situation des Christentums als einer Weltreligion zu beziehen. Aber auf aller Theologie des Kirchenbaus (was immer das ist) lastet vom biblischen Profil des Glaubens an Gott her trotzdem die Frage, ob sie nicht in allen ihren Formen eine *theologia ex eventu* ist, nämlich die nachträgliche Rechtfertigung einer nicht von Jesus Christus, sondern von Menschen, die ihn dieser Welt bezeugen wollen, in Gang gesetzten Entwicklung. Und diese Menschen bringen eben allerlei hinzu, was nicht im Ursprungsgeschehen des christlichen Glauben an Gott, welches das Ursprungsgeschehen auch unseres Glaubens bleibt (!), verankert ist. Der zunehmende Recurs auf religiöse Weisheiten, die auch Bauten ganz anderer Religionen begründen könnten, ist nicht erst heute bei Reflexionen über Kirchenräume und Kirchenbauten auffallend.

Wir sind nun in die eingangs geschilderte Situation geraten, in der über sehr vielen Kirchen ob ihres Zustandes oder ob ihrer Unhaltbarkeit für die Gemeinden schwere Fragezeichen liegen. Hängt sich der Glaube an den unbehausten Gott noch zusätzlich an diese Fragezeichen? Man könnte es nach unserem ersten Hinsehen vermuten. Darum sehen wir noch ein zweites Mal und etwas differenzierter auf die Hausthematik, wie sie im bleibenden Ursprungsgeschehen des Glaubens begegnet.

II. Gott und Raum

Die schöpfungstheologische und christologische Abneigung im Neuen Testament gegen den Gedanken, Gott werde auf besondere Weise in einem Gebäude anwesend, ist evident und schwerlich zu bestreiten. Davon müssen wir ausgehen. Diese Abneigung wird unterstrichen durch die Konzentration des irdischen Jesus und der urchristlichen Gemeinde auf die *nahe* Zukunft der Gottesherrschaft.

Angesichts dessen fällt aber auf, dass es im Neuen Testament keineswegs zu einer gänzlichen Loslösung der Hausvorstellung vom christlichen Gottesverständnis gekommen ist. In der Verkündigung Jesu, wie sie uns die Evangelien überliefern, wird die Metaphorik des „Hauses Gottes“ zwar nicht direkt auf die Gottesherrschaft angewandt. Aber einige Gleichnisse Jesu sind in dieser Hinsicht doch charakteristisch. Sie bringen das Wesen der Gottesherrschaft mit Erzählungen vom Verhalten eines Hausherrn oder auch eines Hausvaters zur Geltung. Von daher ist eine Tendenz gegeben, jene Haus-Metaphorik auf die Zukunft der Gottesherrschaft anzuwenden. Wenn Jesus, wie ihn das Johannesevangelium bezeugt, davon redet,

dass „in seines Vaters Hause viele Wohnungen“ seien (Joh 14, 2), dann ist diese Tendenz offenkundig aufgenommen.

Sie kommt besonders stark in der viel interpretierten Anklage gegen Jesus zum Ausdruck, er habe angekündigt, den „Tempel von Menschenhand niederzureißen“ und „in drei Tagen einen anderen zu bauen, der nicht mit Händen gemacht ist“ (Mk 14, 58 par.). Dass hier auf die Auferstehung Jesu Christi angespielt wird, ist mit Händen zu greifen, wobei wir dahingestellt sein lassen können, ob dieses Wort wirklich auf den sogenannten „historischen Jesus“ zurückzuführen ist. Wichtiger ist in unserem Zusammenhang, dass die Auferstehungswirklichkeit, also die realisierte Gottesherrschaft in Jesus Christus, hier regelrecht als Negation des Tempels zur Geltung gebracht wird.

Das geschieht aber doch so, dass gewissermaßen das *Anliegen des Tempels*, nämlich die Gegenwart Gottes *in einem Raume*, aufgenommen wird. Es wird *eschatologisiert*, verzu-künftig, können wir sagen, d.h. es wird es metaphorisch auf die Zukunft der Gottesherrschaft angewandt. Das Haus bleibt also gerade da, wo Jesus Christus das Unbehaustsein Gottes *in der Welt* einprägt, *gleichnisfähig* für die Wirklichkeit des Tote auferweckenden Gottes, also des *ewigen* Gottes, der nicht an die Grenzen des Irdischen gebunden ist. Ähnliches gilt ja auch für die Metaphern der himmlischen „Stadt“ oder des neuen Jerusalem. Erzeugnisse menschlicher Bautätigkeit gewinnen hier metaphorische Aussagekraft für Gottes endzeitliche, ewige Wirklichkeit und haben sie in der Geschichte der christlichen Gemeinde bis heute behalten. Warum ist das eigentlich angesichts des tempelbaukritischen Tendenz des christlichen Glaubens möglich?

Meine Antwort, ist: Menschliches Bauen und seine Werke vermögen *beim Reden* von Gott einen Wesenszug des Gottes auszudrücken, den Jesus Christus so dargestellt und verkündigt hat, dass er auf der Erde kein Haus hat. Das klingt *paradox*. Doch das ist es keinesfalls. Denn die Unbehaustheit Gottes auf der Erde bedeutet ja nicht, dass er sich für uns in der nebulösen Verschwommenheit irgendeiner Unendlichkeit verliert, die uns Menschen allenfalls ein heilig-dunkles Raunen gestattet. Sie lädt uns nicht zur *negativen Theologie* ein, welche die christliche Gotteslehre mit ihren negativen Aussagen über die Un-endlichkeit, Unbegrenztheit, Un-veränderlichkeit, Un-begreifbarkeit usw. über die Maßen beherrscht hat und die im Zuge der sogenannten „Wiederentdeckung des Religiösen“ heute aufs Neue auch bei den Reflexionen über den Kirchenraum Eindruck macht. Hier herrscht die Perspektive auf eine unendliche Ferne Gottes vor, zu der wir uns nur stammelnd und letztlich schweigend erheben können. Die *christologische* Gotteshauskritik aber gehört in einen anderen Kontext mit einer anderen Perspektive. Das ist der Kontext und die Perspektive des (wie wir sagten)

Kommens Gottes in die Menschenwelt, seines intensiven *Nahekommens* im Menschen Jesus Christus.

Das Johannesevangelium hat dieses Kommen mit einem Anklang an das „Zelt der Begegnung“ in Israels Nomadenzeit mit der Metapher des „Zeltens“ des fleischgewordenen gewordenen Wortes Gottes unter uns zum Ausdruck gebracht (vgl. Joh 1, 14). Der Mensch Jesus ist dadurch ausgezeichnet, dass Gott in ihm *begegnet* und durch diesen Menschen seine Göttlichkeit für Menschen in Konkretionen bekannt macht. Nach Joh 1, 14 präzisiert er seine göttliche Doxa, sein von der Welt unterschiedenes Wesen, durch Gnade und Wahrheit. Er begegnet hier also nicht in immer sich steigernder Entzogenheit, sondern in immer intensiverer Bestimmtheit durch diesen Menschen, durch sein Verkündigen und Verhalten, durch sein ganzes Lebens und Sterben.

Diese lebendige Konkretheit seiner Anwesenheit bedeutet allerdings nicht, dass wir Gott im Menschen Jesus gewissermaßen zu fassen bekommen. Sie ist ein *nur im Glauben* zu vergewisserndes Geschehen. Sie verschlingt den Menschen Jesus in seiner Menschlichkeit nicht mit dem göttlichen Glanze. Sie gibt ihn als wahren Menschen frei. Aber sie macht ihn gerade so zum *Ort seiner Anwesenheit* in der Welt. Darum haben alle anderen, von Menschen errichteten und hergerichteten Orte für seine Anwesenheit ausgedient bzw. ihr Anliegen ist in der Wirklichkeit Jesu Christi selbst aufgehoben; „aufgehoben“ in dem doppelten Sinne, dass sie ans Ende gekommen sind und dass sie im christlichen *Reden* von Gott eine neue Funktion und Qualität bekommen haben. Die Metaphorik des Hauses kann jetzt der Auferstehungswirklichkeit Jesu Christi, der Gottesherrschaft und damit der Ewigkeit Gottes dienen. Sie prägt durch ihre Herkunft von einem Gebäude insbesondere die *Räumlichkeit* der endzeitlichen („eschatologischen“) Wirklichkeit und damit der Gottesherrschaft und der Ewigkeit ein.

Ich grenze mich damit von der Behauptung ab: „Gott ist ohne Raum. Gott braucht keinen Raum“ (so Wilhelm Gräß auf dem Kirchenbautag 2002 in Leipzig: Gott ohne Raum – Raum ohne Gott?, in: Sehnsucht nach heiligen Räumen – eine Messe in der Messe, Darmstadt 2003, 96). Bloß wir, so schließt sich daran die weitere Behauptung an, brauchen Räume, um uns den Sinn für's Unendliche und Unbedingte wecken zu lassen. Wäre das so, dann dürften wir im Unterschied zum Neuen Testament weder räumliche und noch zeitliche Metaphern für Gott gebrauchen. Dann wären wir einem Verständnis der Ewigkeit Gottes verhaftet, das Gott zeit- und raumlos versteht. Leider kann ich jetzt die biblische Alternative dazu nicht ausführlich begründen. Am Beispiel der Hausmetapher ist aber hinreichend deutlich, dass Gottes Ewigkeit hier als die Erfüllung des Wesens des Raumes verstanden wird. D.h. seine Ewigkeit hat die Dimensionen des Raumes. Sie (wie auch die Dimensionen der Zeit) markieren jedoch

keine Begrenzungen, die das Irdische kennzeichnen. In des „Vaters Hause“ sind sie in konzentriertem Zusammensein Tore ungehinderter und unproblematisierbarer Anwesenheit Gottes. Gott ohne Raum wäre ebenso wie Gott ohne die Fülle der Zeit weder zur Begegnung noch zur Beziehung fähig.

Wo immer dieser Gott ist, ereignet sich darum ein *Raumschaffen*. Das ist schon in seinem ursprünglichen schöpferischen Handeln so, bei dem er seine ewigen Zeit- und Raumdimensionen auseinander treten lässt, um der irdischen Welt und der Menschheit ein von ihm unterschiedenes Dasein zu gewähren. Das ist im Zeit-Raum des Lebens und Sterbens Jesu Christi so. Und das ist in der christlichen Gemeinde so, der Repräsentantin des Beziehungsraumes, der durch den auferstandenen Jesus Christus und das Wirken des Geistes Gottes konstituiert wird. Es ist darum nicht einfach ein Zufall, dass die Hausmetaphorik durch sie im Neuen Testament noch einmal eine besondere Bedeutung gewinnt. Worin diese Bedeutung zu sehen ist, ist jetzt zu klären, wobei wir als Erkenntnisgewinn unserer Zwischenüberlegung festhalten:

Die kritische Wendung gegen das Gebäude als Ort der Anwesenheit Gottes im neutestamentlichen Zeugnis zielt nicht auf den Glauben an einen raumlosen Gott. Denn wenn der ewige Gott sich ereignet, schafft er *als Grund* allen Raumes Räume des Lebens, in denen er anwesend wird und Menschen angeht. Im Leben und Sterben Jesu Christi, wie es die Gemeinde verkündigt hat, wurde dieses „Zelten“ oder sagen wir „Hausen“ Gottes in einem menschlichen Lebensraum zur Absage an das religiöse Gebäude als angemessenem Ort der Gottesgegenwart. Das Anliegen einer solchen Vorstellung wurde in der Anwendung auf den auferstandenen Gekreuzigten und den verewigenden Gott allerdings sprachlich bewahrt. Darum stellt sich die Frage, ob für die an Jesus Christus glaubende Menschheit hier nicht auch eine Stelle offen gehalten wird, die es ihr ermöglicht, in anderer Weise noch einmal auf das Thema „Gott und Haus“ zurückzukommen.

III. Gott und Gemeinde

Was wir über die bleibende metaphorische Kraft der Tempel- und Hausvorstellung für den Glauben an Jesus Christus sagten, wird durch die Breite bestätigt, in der die *Gemeinde* im Neuen Testaments als Tempel, als Haus Gottes, ja überhaupt als ein Bau oder Gebäude verstanden wird. Der Gebrauch dieser Vorstellung kann im Einzelnen ziemlich variieren. Da ist zunächst ziemlich stark der Gesichtspunkt der *Heiligkeit* des Tempels und damit der Unbeflecktheit der Gemeinde von der Sünde. Er wird von Paulus unter der Leitvorstellung eingeführt, dass der „Geist Gottes“ in der Gemeinde „wohnt“ (I Kor 3, 16).

Die Gemeinde wird dementsprechend als ein „Bau“ des Geistes verstanden. Sie ist eine „Behausung Gottes im Geist“, die von ihrem einem „Eckstein“ Jesus Christus her wächst (vgl. Eph. 2, 21f.). Sie ist ein „geistgewirktes Haus“, in dem geistliche Opfer geopfert werden (I Pt 2,3). Dieses Bild scheint eine Art Gemeingut der frühen Christenheit gewesen zu sein. Mit ihm wurde die schöpfungstheologische Einsicht pneumatologisch eingeholt, dass Gott nur in einem Haus wohnt, *das er selbst gebaut hat*. Man hat die geistgewirkte Gemeinde deshalb eine „pneumatische Wirklichkeit“ genannt (so Otto Michel, ThWB 5, 129). Daran ist richtig, dass sie durch *den Glauben* an die in der Welt *unsichtbare* Geistwirklichkeit Gottes begründet wird. Glaube aber ist ein *ekstatischer* Akt, in dem wir alles sichtbar Greifbare überschreiten, in dem wir außerhalb unserer selbst sind, hat Martin Luther gesagt. Der Raum, den der „Bau des Geistes“ – auch in der Beziehung der Glaubenden aufeinander – schafft, ist deshalb keine sogenannte „objektive Realität“.

In dieser Hinsicht können wir zur Verdeutlichung durchaus die neuphänomenologische Kategorie der „Atmosphäre“ aufnehmen, die Gernot Böhme nur in Bezug auf den steinernen Kirchenraum verwendet hat (Atmosphären kirchlicher Räume, in: Sehnsucht nach heiligen Räumen, 112-124). Solche unsichtbare und zugleich wirksame Atmosphäre ist die *erste Wirklichkeit* in einer christlichen Gemeinde, die durch das Wort und den Geist geschaffen wird. Diese erste Wirklichkeit des Glaubens ist der eigentliche Raum, in dem eine christliche Gemeinde existiert. Sie ist der *Raum der Wahrheit* (ein „Bollwerk der Wahrheit“ nach I Tim 3, 15 geradezu), sofern wir biblisch unter „Wahrheit“ das Beständige und Verlässliche verstehen. In ihm partizipiert die Gemeinde an Gottes Raum in dem oben aufgewiesenen Sinne, d.h. sie nimmt an der Kraft seiner Ewigkeit teil.

Dieser Raum kann überall entstehen und entsteht überall, wo Menschen in der *Begegnung* mit dem im Geist aktuellen Gottesraum der Christusgeschichte eines Geistes und Sinnes werden. Er ist zwischen zwei Menschen da, die bei irgendeinem Spaziergang von Gott reden. Er ist bei den unabsehbaren Kommunikationen der Alltags- und Festwelt da, in denen wir des Geistes Gottes als dem Haus des Glaubens inne werden. Und er ist natürlich da im Gottesdienst des unsichtbaren und des sichtbaren Wortes. Das bedeutet aber auf der anderen Seite: Fehlt dieser Raum, kann man streng genommen gar nicht von einer christlichen Gemeinde reden. Meldet er sich nur noch in zerstückelten Momenten in einem veräußerlichten Christentum, dann wird diesem Christentum auch die Kraft fehlen, für seine menschenmögliche Darstellung in der Lebenswelt von Menschen zu sorgen.

Denn die Erfahrung des Geistbaus, der die christliche Gemeinde ist, bedeutet nicht, dass sie sich von dieser Welt scheidet. Sie ist ja im Gegenteil in diese Welt *gesandt*, um für

die unerlässliche Begegnung von Menschen mit der besonderen Geschichte eines Menschen zu sorgen, in der Gott unter uns zeltet bis seine endzeitliche Herrschaft kommt. Tendenzen des Rückzugs aus der Welt hat es in der Geschichte der Christenheit zwar immer gegeben. Sie haben von Zeit zu Zeit auch ihr Recht, wenn es gilt, sich des eigentlichen Hauses Gottes für das eigene Leben zu vergewissern. Solche Rückzüge können auch Merkzeichen dafür in der Christenheit setzen, wo Gott unter uns zeltet. Dennoch kann eine christliche Gemeinde ihr ekstatisches Wesen nicht dadurch pflegen wollen, dass sie sich grundsätzlich in abgeschiedene weltliche Sonderräume zurückzieht.

Im Neuen Testament wird das gerade am gemeindebezogenen Gebrauch der Tempel- und „Haus-Gottes“-Terminologie sichtbar. Dieser Gebrauch wird regelrecht dadurch beflügelt, dass gerade die Glaubenden eine spezifische *Gemeinschaft* bilden, die auch einen weltlichen Raum einnimmt. Leitend ist dabei die Vorstellung, dass zu einem Bau verschiedene Steine gehören, die jeweils eine unterschiedliche Funktion haben. Der „Bau Gottes“ (I Kor 3, 9) zeichnet sich dadurch aus, dass er aus „lebendigen Steinen“ (I Pt 2, 4f.) zusammengefügt ist. Jeder von ihnen hat einen unterschiedlichen Dienst, welcher dem Ganzen dient. Es ist darum nicht ein starrer und stummer Bau. Paulus hat das besonders mit der Vorstellung vom „Leibe Christi“ als einem Organismus verdeutlicht (vgl. Röm 12, 3-6; I Kor 12, 12-28). Sie ist der Hausvorstellung benachbart, weil sie einprägt, dass die Gemeinde bei ihrer Sendung einen bestimmten Raum in der Welt einnimmt und gestaltet. Sie ist in dieser Welt ein sprechender, beweglicher, sich verändernder „Bau“, ein *Bau im Werden* aus der Kraft ihrer Auferbauung im Geiste Gottes.

„Unbehaust“ bleibt Gott also nicht, wenn sein Haus in der Welt die Gemeinde als sein Bauwerk ist. Mitwirken an diesem lebenden Hause aber darf und soll die Gemeinde insofern, als sie seinem Raumgewinnen auf *menschenmögliche* Weise dient. Sie ist der Ort in der Welt, an dem in der Konzentration auf Gottes Hausbau gelebt wird, der in Jesus Christus anhebt und in der Gottesherrschaft vollendet wird. Sie ist nicht weniger der Ort, an dem zum Haus, das Gott baut, hingeführt und eingeladen wird. Darum fällt in ihrem Dasein alles Gewicht darauf, dem Bauen Gottes durch Arbeit am Aufbau der Gemeinde zur Verfügung zu stehen. Was diesem Aufbau dient, ist gutes Bauen.

IV. Wegbereitung

Wir kommen zum Schluss noch einmal auf die schwierige Situation zurück, in die viele Gemeinden (besonders im Osten Deutschlands) heute mit ihren Kirchen geraten sind. Ich konnte von Anfang an keine Patentrezepte zur Bewältigung dieser Situation versprechen. Mir ging es

darum, auf biblische und theologische Impulse hinzuweisen, die der Resignation an dieser Situation entgegen wirken. Die „Unbehaustheit“ oder „Hauslosigkeit“ Gottes im neutestamentlichen Sinne kann ein solcher Impuls sein. Sie überholt die Negativ-Konnotationen, mit denen sich dieser Begriff heute angesichts des Zustandes und der kümmerlichen Nutzung von Kirchen auflädt. Sie vermag die Zuversicht der Gemeinden zu stärken, dass Gottes Gegenwart und Zukunft nicht mit dem Geschick eines von unseren Vätern und Müttern errichteten Gebäudes identisch ist. Sie verleiht einen überlegenen, zur Perspektivierung fähigen Standpunkt und nicht ein in den äußerlichen Zerfall verstricktes unglückliches Bewusstsein.

Ein solcher Standpunkt hat jedoch nichts zu tun mit der Missachtung von Gottes Intention, den *Raum der Begegnung* mit ihm, den er in Jesus Christus geschaffen hat, durch das Wirken seines Geistes weiter zu bauen. Er, der Grund und die Erfüllung allen Raumes, braucht dazu reale Räume in der Welt, welcher dieser Begegnung dienen und ihr den *Weg bereiten*. Wer es überhaupt mit dem Gott des christlichen Glaubens zu tun hat, hat es mit solcher „Wegbereitung“ zu tun, die nicht aufhört, Räume in der Welt für Gottes Haus auch dann zu schaffen, wenn die Räume von gestern nicht mehr ausgefüllt werden können.

Die Kategorie der „Wegbereitung“, mit der Dietrich Bonhoeffer die Aufgabe der Gemeinde im „Vorletzten“ beschrieben hat (vgl. Ethik, DBW 6, 153-160), scheint mir viel angemessener und evangelischer sein, als die römisch-katholische Vorstellung von sogenannten „heiligen Räumen“, die sich neuerdings im protestantischen Bereich gleichwohl einiger Beliebtheit erfreut. Sie respektiert den Unterschied von Gottes Bau und menschlichem Raumschaffen und prägt zugleich ihre Beziehung ein. Sie macht den von Menschen gestalteten Raum *christusförmig*. Denn sie hält das Unbehaustsein Gottes in Jesus Christus und das Haus, das er selber baut, im rechten Verhältnis. Sie hütet sich davor, bloß einen heutigen Athene- oder Aphroditetempel zu umhüllen.

Solche „Wegbereitung“ im „Vorletzten“ ist das Menschenmögliche, zu dem Christus die Gemeinde beauftragt hat, ja zu der er sie unter allen möglichen Umständen begeistert. Sie bricht deshalb nicht ab, wenn zu den Wegen, auf welche die alten Kirchtürme weisen, keine Kondition mehr da ist. Denn der Impuls zum Bauen der Gemeinde, der von ihm ausgeht, bricht nicht ab. Es ist ein *missionarischer* Impuls. Ohne ihn stecken alle Überlegungen zu Kirchengebäuden und Kirchenräumen ohnehin in einer Sackgasse von Ästheten und Theologen de luxe ohne Bodenhaftung. Wächst und erstarkt die Gemeinde nicht, wird auch die räumliche Dimension ihres Daseins immer schwächer. Jener missionarische Impuls, der vom Hausbau Gottes selbst ausgeht, sollte aber um so stärker empfunden und mit Phantasie und Tatkraft aufgenommen werden, wenn die alten Räume tatsächlich nicht mehr ausgefüllt wer-

den können. Die Alternative zu einer unbenutzten, weil zerfallenden Kirche kann jedenfalls nicht ein muffliger Gemeinderaum sein.

Es gibt aber auch nicht wenige Beispiele dafür, dass das Wiederherstellen und Neugestalten einer Kirche selber missionarische Qualität gewinnt. Mögen dabei auch viele mitwirken, die das aus kulturellen, politischen, lokal-spezifischen oder sonst welche Gründen tun, so beruft sich Gott doch auch aus ihren Händen sein Lob. Denn sie dienen ja zusammen mit denen, die der unbehauste und dennoch Raum beanspruchende Gott das Herz entzündet hat, dem Hausbau Gottes selbst. Sie schaffen Räume besonderer Art, die zur Unterbrechung des alltäglichen Lebens und zur Konzentration auf Gottes Wort einladen. Sie gestalten Räume, in denen sich die Gemeinde versammeln und das Mahl feiern, beten und loben kann. Sie öffnen Räume, die jedem Menschen signalisieren, dass er hier in einer weiten, wahren Dimension gerade seines Lebens nichts als willkommen ist.

Damit das möglich wird, wollen diese Räume allerdings ohne Unterlass mit lebendigen Zeichen der Wegbreitung gestaltet sein. An einem Raum, der für Gottes *heute* wirkenden Geist taub macht, zieht der unbehauste Gott vorbei, wie die in die Hand von bloßen Kulturfunktionären geratenen Kirchen zeigen. Weil Gott mit seinem Geist nicht aufhört, sein Haus zu bauen, können die Räume in der Welt, welche den Weg zu ihm bahnen, nicht tote, gestrige, bloß museale Räume sein. Es gibt keine vollendete Errichtung und Einrichtung einer Kirche. Denn ihr Ort in dieser Welt wird ihnen von dem Gott angewiesen, der in seiner Freiheit von allen Gemäuern so gnädig ist, für den Bau seines eigenen Hauses auch unser bauendes und raum-gestaltendes Wegbereiten in Anspruch zu nehmen.